Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 24 (1949)

Artikel: Mein Steckenpferd, die Botanik

Autor: Weber, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-322338

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mein Steckenpferd, die Botanik

VON JOSEF WEBER

Ein Steckenpferd, gut dressiert und im Zügel gehalten, scheint mir für jeden geistig regsamen Menschen nicht nur ein Ideal, sondern ein Bedürfnis zu sein. Das Rösslein muss aber wirklich lammfromm sein und seinem Herrn gehorchen, sonst wird es dazu kommen, dass er ihm untertan wird. So wissen wir von einem Apotheker, der derart der Botanik verfallen war, dass er über all den vielen Exkursionen sein Geschäft derart vernachlässigte, dass er in Konkurs kam. Die Nebenbeschäftigung darf also nicht zur Hauptsache werden, zumal man ja doch normalerweise aus seinem Berufe leben muss.

Und nun soll ich erzählen, wie ich selber zu meinem Steckenpferde, der Botanik gekommen bin und was diese mir heute noch bietet. Da ist wohl zu sagen, dass mir Interesse und Liebe dazu schon in die Wiege gelegt wurden. Denn da mein Vater in Baden eine bekannte Gärtnerei betrieb, in die auch meine älteren Geschwister hineinwuchsen, war meine Jugend tatsächlich bei aller sonstigen Einfachheit, ja Dürftigkeit, von Blumen umgeben. Schon da erlebte ich, jedes neue Lebensjahr mit etwas mehr Verständnis, den Kreislauf des Lebens in der Pflanzenwelt. Im Frühling wurde gesät und gepflanzt, damals in den Neunziger Jahren hauptsächlich noch viel Gemüse, aber auch Blumen aller Art, besonders «Sommerflor», jene einjährigen Blütenpflanzen wie Zinnien, Balsaminen, Phlox und Astern. Und den ganzen Sommer hindurch wurden wir Kinder schon frühzeitig zum Giessen und Jäten herangezogen. Ich erinnere mich noch so gut, wie wir beim Jäten Freude hatten, wenn es recht viel «Bäumlichrut» (Mercurialis annua L.) hatte, weil es sich so leicht und sauber ausreissen liess, und wie wir schimpften, wenn es gegen den Herbst hin so viel «Flöhchrut» (Amarantus ascendens L.) gab, das man nicht einfach ausreissen konnte, sondern mit einem Messer ausroden musste. Und kam dann der Herbst und stand Allerheiligen vor der Türe, so gab es wieder ein ganz neues Programm. Mit einem grossen Handwagen fuhr man weit weg in den Wald, einmal bis ins Steinebühl, um Moos zu holen, wohl ein Dutzend Säcke voll.

Daheim wurde es getrocknet und dann mit einer scheusslichen grünen Farbe gefärbt und zu Kränzen gebunden. Dazu kamen noch weisse Strohblumen, dem Namen nach aus Kapstadt stammend, und das ganze Kunstwerk wurde zum Preise von einem Franken in Masse verkauft. Auch die Beeren des Waldes und das Grün der Eiben und Tannen half ich schon früh zu Kränzen binden, und so lernte ich als kleiner Knabe die Beeren kennen, die schwarzen von Liguster und Schleedorn und die roten von Schneeball, Geissblatt, Rosen und die zierlichen Pfaffenhütchen.

Aber auch der Winter war nicht etwa blumenleer, da waren zwei Gewächshäuser, in denen das Leben weiter ging. Im einen wurden neue Kulturen angelegt und Stecklinge gepflanzt, Geranien, Fuchsien, Coleus, die im Frühjahr schon so kräftig waren, dass man sie für das Freiland verkaufen konnte. Im anderen Hause wurden die Verkaufspflanzen gehalten, Begonien, Primeln, Ziklamen, und wurden Tulpen und Hyazinthen angetrieben. Da gab es für mich immer Neues zu schauen und zu lernen.

Dann kam die Schulzeit. In der Bezirksschule lehrte Jean Frei, der Unvergessliche, die Naturwissenschaften. Der Unterricht in der Botanik wurde so erteilt, dass die Schüler Pflanzen mitbrachten, die der Lehrer benannte, und die wir in ein Heft eintragen mussten, links den Namen und rechts die Familie. Wurden aber keine Pflanzen gebracht, so war es mit dieser Methode aus, und darum ermahnte mich Frei immer wieder: «Weberli, das nächste Mal bringst Du mir aber wieder Pflanzen mit», was ich auch redlich befolgte.

Am Gymnasium in Einsiedeln hatte ich als Lehrer der Botanik den aus Baden stammenden und hier wohl bekannten P. Dr. Damian Buck. Der Unterricht war gut, aber viel zu theoretisch. Die Möglichkeiten, ins Freie zu gehen und an Ort und Stelle Biologie zu treiben, wurden gar nicht ausgeschöpft.

An der Universität Zürich endlich hörte ich Botanik beim bekannten Professor Dr. H. Schinz. Seine Vorlesungen waren einwandfrei, aber doch nicht begeisternd. Man studierte Botanik, weil sie als Prüfungsfach vorgeschrieben war.

Und dann kamen die weiteren Studienjahre, die Assistentenzeit und schliesslich die eigene Praxis. Für irgend eine Liebhaberei gab es da keine Zeit mehr, oder wenigstens glaubte ich, wie die meisten anderen Leute, dafür keine Zeit mehr zu haben. Die

Blumen und alles, was in der freien Natur lebt, waren mir zwar immer lieb geblieben, aber von einer Leidenschaft zur Botanik war keine Rede. Aber dann trat ein an sich ganz harmloses Ereignis ein, das mit einem Male mein ganzes weiteres Leben mit neuem Inhalt bereicherte: Im Jahre 1932 übernahm die Sektion Lägern des Schweizer Alpenklubs das Zentralkomitee, wobei mir das Rettungswesen anvertraut wurde. Mit frischer Unternehmungslust ging ich ans Werk und veranstaltete im Frühsommer mit den Rettungsmannschaften der ostschweizerischen Sektionen des Alpenklubs eine Rettungsübung auf dem Klausenpass. Und wie wir da über die Alpenwiesen hingingen, die unsagbar herrlich geschmückt waren mit Alpenrosen, Anemonen, Spornveilchen, Alpenklee und Männertreu, da überkam es mich genau so, wie man zu Beginn einer Grippe oder Pneumonie von einem Schüttelfrost überfallen wird: Ich war der Botanik verfallen! Mit einem Strauss schönster Alpenblumen kehrte ich heim und begann mit der Anlage eines Herbariums, das heute den grössten Teil der 2800 Schweizer Pflanzen umfasst. Von diesem Tage an gehört meine Naturliebe in erster Linie der Botanik, und ich kann unmöglich ausdrücken, wie viele schöne Stunden ich dieser «Scientia amabilis» verdanke. Heute hasse ich Kälte und Schnee, weil sie mir die Pflanzen und Blumen entziehen, sehne ich mich nach dem Frühling, dem Bringer des neuen Lebens. Heute kann ich keinen Schritt mehr ins Freie tun, ohne mich nach Pflanzen umzuschauen, und wären es auch nur verachtete Unkräuter.

Ich weiss wohl, dass viele Menschen das nicht verstehen können. Wenn man mich Pflanzen mitnehmen sieht, fragt man mich wohl, ob ich Kräutersammler sei. Die Leute verstehen einfach nicht, dass man nicht nur aus materiellen, sondern auch aus rein ideellen Gründen botanisieren kann. Es läge natürlich nahe, dass ich mich als Arzt vor allem mit der Kräuterheilkunde beschäftigen würde. Ich habe das auch getan, und es wäre für mich eine grosse Genugtuung, wenn ich möglichst viele Pflanzen als Heilmittel in der Praxis verwenden könnte. Diese Hoffnung aber hat sich nicht erfüllt. Es zeigte sich, dass nur eine bescheidene Anzahl unserer einheimischen Pflanzen therapeutisch verwendet werden können. Es sind dies vorab die von jeher gebrauchten Volksmittel wie Kamillen, Lindenblüten, Baldrian, Pfefferminz, Bärentrauben usw. Bei den meisten andern pflanzlichen Heilmitteln, sofern eine

Heilwirkung überhaupt erwiesen ist, stellen sich zwei grosse Schwierigkeiten ein, der Geschmack und die Verträglichkeit. Viele Pflanzenabkochungen schmecken einfach abscheulich und werden, was noch wichtiger ist, schlecht vertragen und erzeugen Erbrechen. Ein klassisches Beispiel dafür ist der Rote Fingerhut (Digitalis purpurea L.). Die Pflanze wurde vom Volke als Heilmittel gegen Wassersucht entdeckt und angewandt. Als dann die Wissenschaft der Sache nachging, fand man, dass einmal die Pflanze sehr giftig ist, dass aber kleine ungiftige Dosen ein wundervolles Heilmittel gegen Herzkrankheiten sind und tatsächlich eine durch Herzschwäche bedingte Wassersucht heilen können. Ein Grossteil der Kranken muss aber vom Blätterabsud erbrechen, weil derselbe viele unnötige, sogenannte Ballaststoffe enthält, die für die Heilwirkung belanglos sind. Man ging darum daran, auf chemischem Wege nur die therapeutisch wichtigen Bestandteile aus der Droge herauszuehmen, und so hat man heute Digitalispräparate zur Verfügung, die den Magen nicht mehr reizen und doch volle Herzwirkung entfalten. Man kann sie sogar unter die Haut oder direkt ins Blut einspritzen.

Aehnlich verhält es sich mit den meisten anderen pflanzlichen Heilmitteln, und so ist denn auch meine Liebe zur Botanik rein platonisch, ohne materielles Interesse geblieben. Ich liebe die Pflanzen und Blumen um ihrer selbst willen, um ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit willen, wegen der Fülle ihrer interessanten Probleme, die sie dem denkenden Menschen fortwährend auferlegen. Ich danke meinem Schöpfer dafür, dass er mir diese Liebe ins Herz gelegt und rechtzeitig geweckt hat.